Erschienen in: Fohrmann, Jürgen (Hrsg.): Rhetorik. Figuration und Performanz. DFG-Symposion 2002. – Stuttgart: Metzler, 2004. S. 219-245. (Germanistische Symposien. Berichtsbände 25)

Auf dem Weg zu einer einheitlichen Theorie der Indirektheit des Sprechens

Gisela Harras (Mannheim)

I. Ist Indirektheit ein sprachlicher Sonderfall?

In den späten sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts gab es in Harvard im Speisesaal einiger Colleges das Hinweisschild: »Mitglieder des Lehrkörpers werden gebeten, während des Essens Jackett und Krawatte zu tragen«. Eines Abends erschienen ein paar junge Männer mit Jackett und Krawatte, aber ohne Hemd, zum Abendessen. Sie beriefen sich darauf, daß das Hinweisschild nichts über das Tragen von Hemden sage, gaben aber zu, daß ihr Auftreten als provozierender Scherz gemeint war.[1] Wir haben es hier also mit einer Situation zu tun, auf die die folgende – etwas inkonsistente – Beschreibung zutrifft:

(1) Das Schild enthält keinen expliziten Hinweis darauf, daß Hemden getragen werden müssen.
(2) Das Erscheinen der jungen Männer ohne Hemd entspricht keinem normalen Verhaltensmuster.

Kann man nun daraus schließen, daß mit dem Schild irgendwie ›implizit‹ oder ›indirekt‹ gemeint ist, daß die Herren Hemden zu tragen haben? Und wie kommt eine Theorie des Gebrauchs von Äußerungen einer natürlichen Sprache mit solchen Fällen zurecht?

Bevor wir uns einer Antwort auf diese Frage zuwenden, betrachten wir noch das folgende Beispiel: Die Interpretation der Äußerung

(1) Der blaue Zylinder ist auf dem roten Würfel

ist wohl am angemessensten durch Bild 1 wiedergegeben, während Bild 2 oder 3 eher außergewöhnliche oder marginale Fälle der Interpretation darstellen (vgl. Abbildung 1):

Das heißt: Die erste Interpretation ist die allgemein bevorzugte. Allerdings bedeutet dies nicht, daß sie die einzig mögliche ist. Auch wenn Interpretation 2 oder 3 zuträfe, könnte der geäußerte Satz (1) wahr sein.

1 Vgl. Cavell, Stanley: *Die andere Stimme*. Aus dem Amerikanischen von Antje Korsmeier. Berlin 2002.

Publikationsserver des Instituts für Deutsche Sprache
URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:mh39-78792

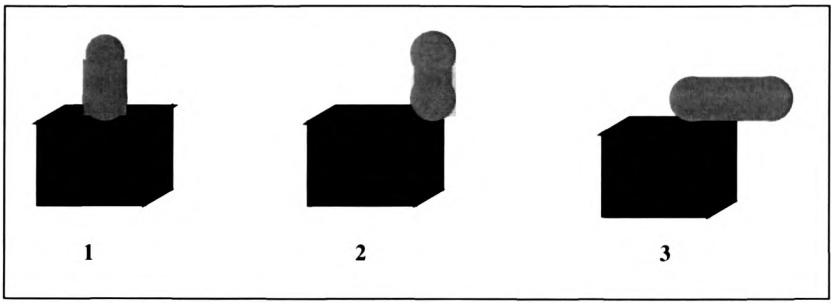

Abbildung 1

Solche Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, zeigen, daß die Ausdrücke natürlicher Sprachen, besonders lexikalische Ausdrücke, hinsichtlich der Äußerungen, in denen sie vorkommen, in einem beträchtlichen Maß unterspezifiziert sind. In der Linguistik gibt es drei Strategien, mit denen dieser Umstand berücksichtigt werden soll:

(1) die Strategie der Zwei-Ebenen-Semantik, wie sie von Bierwisch und Lang vertreten wird[2];
(2) die Strategie der Typ/Sorten-Restriktion, wie sie von Pustejevsky (1995) vertreten wird;
(3) die Strategie der Theorie von der sprachlichen Arbeitsteilung zwischen Semantik und Pragmatik, die zuerst von Paul Grice entwickelt und von Horn[3], Atlas[4], Levinson[5], Blutner[6] und anderen modifiziert und ausgebaut wurde.

(1) Im Rahmen der sogenannten Zwei-Ebenen-Semantik wird die Bedeutung sprachlicher Äußerungen betrachtet als zusammengesetzt aus dem semantischen Gehalt einerseits und dem konzeptuellen Gehalt andererseits. Der semantische Gehalt bestimmt die Bedeutung (des Typs) eines Satzes, der konzeptuelle Gehalt ist durch kontextuelle Anreicherung, speziell Typ/Sorten-Beschränkungen und anderes Hintergrundswissen über die Welt definiert und bestimmt die konkrete Äußerungsbedeutung, ist also auf tokens bezogen. Innerhalb dieser Sichtweise der Kompositionalität semantischer und konzeptueller Bestandteile von Äußerungsbedeutungen gibt es nun keine Möglichkeit zu erklären, warum im Fall von Äußerung (1) die erste Interpretation lediglich die bevorzugte (Default-) Interpretation darstellt. Mit anderen Worten: Es gibt

2 Vgl. Bierwisch, Manfred/Lang, Ewald: *Dimensional Adjectives. Grammatical structure and conceptual interpretation.* Heidelberg 1989; Lang, Ewald: »Semantische vs. konzeptuelle Struktur«. In: Schwarz, Monika (Hg.): *Kognitive Semantik.* Tübingen 1994, S. 25–40.
3 Vgl. Horn, Laurence: *A natural history of negation.* Chicago 1989.
4 Vgl. Atlas, Jey D.: *Philosophy without ambiguity.* Oxford 1989.
5 Vgl. Levinson, Stephen: *Presumptive Meanings.* Cambridge 2000, S. 13.
6 Vgl. Blutner, Reinhard: *Pragmatics and the Lexicon.* Ms. www.blutner.de 2001.

keine Möglichkeit der Erklärung für die Nicht-Monotonizität der Interpretation für (1) als Äußerungstyp.

(2) In der Sichtweise der Typ/Sorten-Restriktion, »coercion«-Theorie, von Pustejovsky sind sprachliche Ausdrücke, speziell lexikalische Einheiten, durch eine primäre konzeptuelle Variante bestimmt, die ihre wörtliche Bedeutung ausmacht. Das kombinatorische System der Sprache legt fest, wie die lexikalischen Einheiten zu größeren Einheiten wie Phrasen und Sätzen zusammengesetzt werden können. Ein System von Typ/Sorten-Restriktionen, »type/sort coercion«, bestimmt, ob die komplexen Strukturen wohlgeformt sind. Wie die Zwei-Ebenen-Semantik ist auch die »coercion«-Theorie nicht in der Lage, die Nicht-Monotonizität bevorzugter Interpretationen zu erklären, vor allem weil die Bestimmung von Äußerungsbedeutungen viel zu stark an ontologischen Kategorien bzw. daraus entwickelten Beschränkungen orientiert ist.

(3) Die Sichtweise der sprachlichen Arbeitsteilung zwischen Semantik und Pragmatik ist bekanntlich von Paul Grice in seinem Aufsatz »Logik und Konversation«[7] begründet worden. Hinsichtlich der Gesamtbedeutung einer natürlichsprachlichen Äußerung unterscheidet er zwischen dem, was gesagt ist (»what is said«), und dem, was gemeint ist (»what is meant«). Das Gesagte umfasst neben dem, was ›wirklich‹ (»really«) gesagt ist, alle Arten von semantischen Inferenzen (»entailments«): Wenn ich etwas über eine Rose sage, dann sage ich auch etwas über eine Pflanze und eine Blume; wenn ich etwas über ein Versprechen sage, dann sage ich auch etwas über eine sprachliche Handlung usw.

Das Gemeinte (und nicht Gesagte) besteht aus dem Präsupponierten und dem – wie Grice es nennt – Implikatierten (»what is implicated«), den Implikaturen (»implicatures«). Präsuppositionen tragen zum Wahrheitswert von Äußerungen bei, Implikaturen tun dies nicht. Es gibt zwei Arten von Präsuppositionen, existenzielle und lexikalische. In dem bekannten Beispiel von Russell:

(2) Der König von Frankreich ist kahlköpfig

ist die Nominalphrase *der König von Frankreich* die Existenzpräsuppositon, grob repräsentiert durch die Proposition ›Es gibt einen König von Frankreich‹, die wahr sein muß, damit der gesamten Äußerung ein Wahrheitswert zugeordnet werden kann. Ein Beispiel für eine lexikalische Präsupposition ist:

(3) Hans hat aufgehört, Bier zu trinken

Die Proposition ›Hans hat bis zu einem bestimmten Zeitpunkt vor der Produktion der Äußerung (3) (gewohnheitsmäßig) Bier getrunken‹ muß wahr sein, damit für die Gesamtäußerung ein Wahrheitswert bestimmt werden kann.

Implikaturen können generalisiert (»generalized«) oder partikular sein. Der Unterschied kann durch das folgende Beispiel verdeutlicht werden:

---

7 Vgl. Grice, H. Paul: »Logik und Konversation«. In: Meggle, Georg (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt/M. 1979, S. 243–265.

Angenommen, Anton kommt zu spät zu einer Party, auf der er seinen Freund Heinrich treffen wollte. Er fragt einen der anwesenden Gäste:

(4) Ist Heinrich noch hier?

Der Adressat antwortet:

(5) Einige Gäste sind bereits gegangen

Äußerung (5) implikatiert unabhängig von der Situation, in der sie gemacht wird:

(6) Nicht alle Gäste sind gegangen

Darüber hinaus kann (5) situationsabhängig eine Interpretation implikatieren, die als direkte Antwort auf Antons konkrete Frage aufgefaßt werden kann, in etwa:

(7) (Vielleicht) ist Heinrich schon gegangen
(8) (Vielleicht) ist Heinrich noch da

Welche dieser möglichen Alternativen zutreffend ist, hängt von weiteren Umständen der Situation sowie von Antons Kenntnissen der Partygewohnheiten Heinrichs ab. Das heißt: Die Implikatur ›Nicht alle Gäste sind gegangen‹ ist eine generalisierte Implikatur, die auf einen Äußerungstyp bezogen ist: Immer wenn jemand eine Äußerung des Typs »Einige X sind Y« macht, ist er auf die Implikatur ›Nicht alle X sind Y‹ festgelegt. Die Implikaturen ›Heinrich ist schon gegangen‹, ›Heinrich ist noch da‹ sind partikulare Implikaturen, bezogen auf ein bestimmtes Äußerungsexemplar: Aus einer Äußerung wie (5) kann man situationsunabhängig wohl kaum zur Interpretation ›Heinrich ist noch da‹ kommen!

Man könnte jetzt einwenden, daß die generalisierte Implikatur ›nicht alle‹ aus *einige* eine lexikalische Inferenz (entailment) darstellt, d. h. ein Teil der Bedeutung von *einige* ist. Im Unterschied zu lexikalischen Inferenzen können Implikaturen jedoch getilgt oder verstärkt werden, vgl.:

(9) Einige, aber nicht alle Gäste sind schon gegangen
(10) Einige, wenn nicht alle Gäste sind schon gegangen

Und schließlich gibt es Kontextbeschränkungen für den Gebrauch von *nicht alle* anstelle von *einige*. In einer Ankündigung wie der folgenden:

(11) Der Kindergarten bleibt heute geschlossen, weil einige Kinder an Masern erkrankt sind

kann *einige* nicht durch *nicht alle* ersetzt werden, vgl.:

(12) *Der Kindergarten bleibt heute geschlossen, weil nicht alle Kinder an Masern erkrankt sind

Dies bedeutet allerdings nicht, daß es nicht eine Situation oder einen Kontext gäbe, in dem (12) korrekt sein könnte.

Insgesamt ergibt sich für die Unterscheidung Gesagtes-Gemeintes das folgende Bild[8]:

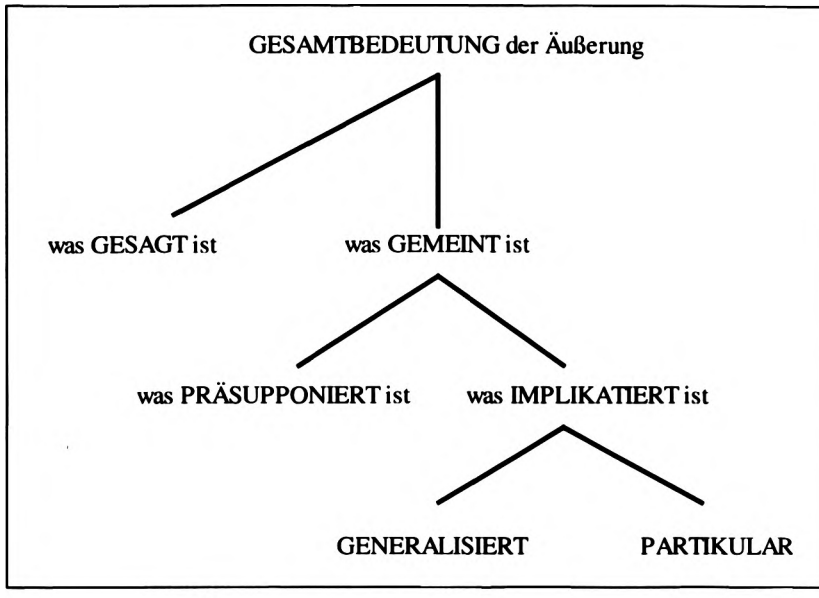

Abbildung 2

Die Eigenschaften der einzelnen Komponenten sind zusammengefaßt die folgenden:

- Die Gesamtbedeutung einer Äußerung ist zusammengesetzt aus dem, was gesagt und inferiert ist, und aus dem, was gemeint ist. Die Unterschiede zwischen den drei Komponenten des Gemeinten sind die folgenden:
- Präsuppositionen tragen zum Wahrheitswert der Äußerung bei, sie sind auf Äußerungstypen bezogen, und sie können nicht getilgt werden.
- Generalisierte Implikaturen tragen nicht zum Wahrheitswert der Äußerung bei, sie sind auf Äußerungstypen bezogen und sie können getilgt werden.
- Partikulare Implikaturen tragen nicht zum Wahrheitswert der Äußerung bei, sie sind auf Äußerungsexemplare bezogen und sie können getilgt werden.

Wenn unsere bisherigen Überlegungen zutreffend sind, wofür einiges spricht, dann müssen wir die Frage, ob Indirektheit einen sprachlichen Sonderfall darstellt, verneinen. Aus der fundamentalen Tatsache, daß die Bedeutung natürlichsprachlicher Ausdrücke in einem beträchtlichen Maß unterspezifiziert ist, folgt, daß wir das, was wir meinen, in den meisten Fällen nicht ›direkt‹ sagen (können). Man könnte nun gegen diese Begründung einwenden, daß der Be-

8 Vgl. S. Levinson: *Presumptive Meanings* (s. Anm. 5), S. 13.

griff der Bedeutung sprachlicher Zeichen zu eng gefaßt sei, oder mit anderen Worten, daß die verschiedenen möglichen Verwendungsweisen sprachlicher Ausdrücke mit zu ihrer Bedeutung gehörten. Meines Erachtens wäre dieser Standpunkt einem heillosen Mißverständnis einer Gebrauchstheorie der Bedeutung zu verdanken. Stellen wir uns einmal folgendes vor: Bei einem spontan veranstaltetem Picknick im Hinterhof einer Getränkefirma sitzen zwei Leute auf Sprudelkisten und lassen es sich schmecken. Ein Kollege kommt und bemerkt:

(13) Ihr sitzt aber auf unbequemen Stühlen

Die Äußerung kann mühelos so verstanden werden, daß sich der Sprecher mit der Nominalphrase *unbequeme Stühle* auf die Sprudelkisten bezieht. Aber in keinem Wörterbuch der Welt würden wir unter dem Stichwort »Stuhl« – und den entsprechenden Äquivalenten in anderen Sprachen – eine Paraphrase ›umgekippte Sprudelkiste‹ oder ähnliches finden, ebensowenig wie ein kompetenter Sprecher des Deutschen, mit der Frage konfrontiert, was das Wort *Stuhl* bedeutet, auf die Idee käme zu sagen, *Stuhl* bezeichnet Sprudelkiste, sondern er würde antworten, daß das Wort so etwas wie ›Sitzmöbel auf vier Beinen mit Rückenlehne‹ bedeutet, das heißt, er würde sich auf bestimmte Kontexte beziehen, die als normal oder usuell gelten.[9] Wittgenstein bemerkt in seinen gesammelten Papieren »Über Gewißheit«: »Sich in der Muttersprache über die Bezeichnung gewisser Dinge nicht irren können, ist einfach der gewöhnliche Fall.«

Soviel zum grundsätzlichen bedeutungstheoretischen Problem, das sich aus der Annahme der Unterspezifiziertheit sprachlicher Ausdrücke zu ergeben scheint. Mehr muß dazu für unsere Zwecke auch nicht gesagt werden. Mehr muß allerdings dazu gesagt werden, wie es dazu kommt, daß wir uns in den meisten Fällen mit einer derart unterspezifizierten Sprache mühelos verständigen können.

II. Kommunizieren als eine rationale Form menschlichen Handelns

II.1 Das intentionale Fundament des Kommunizierens

Der Umstand, daß wir uns mit unterspezifizierten sprachlichen Ausdrücken in den meisten Fällen mühelos verständigen können, ist durch zwei Charakteristika menschlicher Kommunikation erklärbar: einmal durch die Intentionalität und zum andern durch die Kooperativität kommunikativen Handelns. Für beide Begriffe hat bekanntlich Grice elaborierte Modelle geliefert.

---

9 Vgl. Wiegand, Herbert E.: »Mit Wittgenstein über die Wortbedeutung nachdenken«. In: ders. (Hg.): *Sprache und Sprachen in den Wissenschaften*. Berlin 1999, S. 404–461.

Zunächst zur Intentionalität kommunikativen Handelns: Stellen wir uns zur Einstimmung folgende Szene vor[10]:

Wir sehen, wie ein Mann A mit dem Kopf und den Armen zuerst in ein Erdloch fällt, während ein anderer Mann B mit seinen Beinen im Geäst fest hängt, die Augen auf uns richtet und heftig seinen Kopf hin und her schüttelt.

Die wenigsten Beobachter dieser Szene würden es vermutlich bei dieser mageren Schilderung belassen; die meisten würden wohl versuchen, den beiden Männern (besonders B) bestimmte mentale Zustände wie Glauben, Wünschen oder Absichten, die ihr Verhalten erklären könnten, zuzuschreiben. Sie würden das Kopfschütteln von B nicht als irgendeinen unwillkürlichen Tick bei unserem Anblick auffassen, sondern vielmehr als eine Bewegung, die uns deutlich machen soll, daß er unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken und uns etwas zu verstehen geben will. Man würde sogar so weit gehen, die Botschaft als so etwas wie »Wir wollen Hilfe« zu interpretieren. Mit einem Wort: Man würde das Verhalten von B als einen Akt des Kommunizierens verstehen. Wenn wir die einzelnen Aspekte zusammenfassen, erhalten wir folgendes Bild: Bs Verhalten gilt als ein Akt des Kommunizierens unter den folgenden Bedingungen:

- Bs Verhalten ist intentional;
- die Intention ist auf eine Zuhörerschaft (uns) gerichtet;
- die Intention enthält eine Botschaft der Art, daß B beabsichtigt, daß wir erkennen, daß er uns zu kommunizieren beabsichtigt, daß er von uns Hilfe haben will.

Grice charakterisiert diese Form des intentionalen Verhaltens als einen Fall des nicht-natürlichen Meinens (*meaning*) im Unterschied zum natürlichen Meinen oder zur natürlichen Bedeutung. Die beiden Arten werden folgendermaßen unterschieden[11]:

- natürliche Bedeutung (*natural meaning*) liegt dann vor, wenn man von einem Zustand oder Ereignis auf einen andern, von diesem verschiednen Zustand (oder Ereignis) mit Hilfe der Beziehung der Kausalität schließen kann. Klassische Beispiele hierfür sind: Rauch bedeutet Feuer, schwarze Wolken Regen oder rote Flecken Masern;
- nicht-natürliche Bedeutung (*non-natural meaning*) liegt dann vor, wenn wir menschliches Verhalten als einen Versuch interpretieren, etwas zu verstehen zu geben. Klassische Beispiele hierfür sind: Das Winken des Schwimmers bedeutet, daß er Hilfe benötigt, dreimaliges Läuten des Busschaffners bedeutet, daß der Bus voll ist, oder As Äußerung »Jetzt raus hier« bedeutet, daß B den Raum verlassen soll.

---

10 Vgl. Carston, Robyn: »The semantics/pragmatics distinction«. In: Turner, Ken (Hg.): *The semantics-pragmatics interface from different points of view*. Oxford 1999, S. 85–126.

11 Vgl. Grice, H. Paul: »Meaning«. In: ders.: *Studies in the way of words*. Cambridge 1989, S. 213–223.

Für die Erklärung der nicht-natürlichen Bedeutung braucht man also mehr als die Verknüpfung zweier Ereignisse oder Zustände durch eine Kausalitätsbeziehung. Wie wir bereits in unserem Einstimmungbeispiel gesehen haben, machen wir dann, wenn wir das Verhalten von Menschen als kommunikatives Handeln interpretieren, von mentalen oder psychischen Prädikaten Gebrauch. Wir sagen, daß jemand dann mit uns kommuniziert, wenn er entsprechende Absichten hat. Grice definiert drei miteinander zusammenhängende Absichten[12]:

Ein Sprecher S meint nicht-natürlich mit einer Handlung A etwas genau dann, wenn:

(1) S will, daß der Hörer H eine bestimmte Reaktion r zeigt
(2) S will, daß H (1) erkennt
(3) S will, daß H aufgrund der Erkenntnis von (2) r zeigt

Diese Definition macht dreierlei deutlich:

- Nicht-natürliches Meinen wird als Versuch aufgefaßt, einen jeweiligen Hörer zu beeinflussen;
- Nicht-natürliches Meinen ist als Versuch eines Sprechers zu deuten, mit einem ganz bestimmten Hörer zu kommunizieren[13];
- Es gibt eine Hierarchie von Sprecherabsichten: (1) ist die primäre Handlungsabsicht, (2) und (3) sind die kommunikativen Absichten, in denen S etwas tut/sagt. Der Witz der Griceschen Definition besteht darin, das, was jeweils getan/gesagt wird, in einem systematischen Zusammenhang mit kommunikativen Absichten zu explizieren. Die Reaktion r als primäres Handlungsziel kann in zwei Hinsichten näher bestimmt werden:
  (a) H tut etwas
  (b) H glaubt etwas
  (b) kann man bezüglich dessen, was H glauben soll, differenzieren als:
  (b1) H glaubt, daß ein bestimmter Sachverhalt in der (externen) Welt besteht
  (b2) H glaubt, daß sich S in einem bestimmten mentalen Zustand befindet

Das Gricesche Modell eines Kommunikationsversuchs impliziert, daß alle Absichten eines Sprechers in seinem Tun offenbart werden und damit für den Adressaten vollkommen durchsichtig sind: Sprecherabsichten müssen offen kommuniziert werden. Diese Forderung hat ganze Heerscharen von Philosophen auf den Plan gerufen, die sich verwickelte Geschichten ausgedacht haben, in denen ein Sprecher immer noch eine letzte Absicht hat, die vom Hörer

12 Vgl. P. Grice: »Meaning« (s. Anm. 11); ders.: »Utterer's meaning and intention«. In: ders.: *Studies in the way of words*. Cambridge 1989, S. 86–116; ders.: »Meaning revisited«. In: ders.: *Studies in the way of words*, S. 283–303.

13 Vgl. Meggle, Georg: »Wittgenstein ein Instrumentalist?«. In: Birnbacher, Dieter/ Burkhardt, Armin (Hg.): *Sprachspiel und Methode*. Berlin 1983, 71–88.; ders.: »Intentionalistische Semantik. Ein paar grundsätzliche Missverständnisse und Klärungen«. In: Forum für Philosophie Bad Homburg (Hg.): Intentionalität und Verstehen. Frankfurt/M. 1990, S. 109–126.

nicht erkannt werden soll, oder Geschichten, in denen der Hörer komplexere Absichten unterstellt als der Sprecher – der jeweiligen Geschichte nach – tatsächlich hat.[14] So interessant diese Diskussion auch sein mag, für unsere bedeutungstheoretischen Zwecke reicht es, die postulierte Offenheit von Sprecherabsichten als rationales Fundament – oder wenn man will: als Bedingung der Möglichkeit – des Kommunizierens anzuerkennen. Unsere Kommunikation würde zusammenbrechen, wenn wir uns ständig komplizierte Absichten unterstellen würden, die wir nicht erkennen (können).[15] Sofern dies tatsächlich einmal der Fall sein sollte, werden die vermuteten Absichten selbst Thema der Kommunikation, wie z. B. bei der Aufklärung von Motiven für kriminelle Handlungen.

Man könnte nun gegen den Griceschen Kommunikationsbegriff einwenden, daß er für den Fall sprachlicher Handlungen viel zu überfrachtet ist, und mit der Konventionalität sprachlicher Zeichen argumentieren. Dieser Einwand ist jedoch in dieser Weise aus zwei Gründen fehl am Platz:

(1) Die Gricesche Explikation versteht sich als eine begriffliche. Mit ihr soll, unabhängig von den jeweils eingesetzten Handlungsmitteln, definiert werden, wie kommunikatives Handeln überhaupt erst möglich wird. Das heißt auch, daß es ohne den Begriff des nicht-natürlichen Meinens, des Kommunizierens, keinen Begriff des symbolischen Zeichens geben kann. Die Menschen könnten gar keine Zeichen verwenden, wenn sie nicht über einen Begriff des intentionalen Meinens verfügten. Es ist eine Angelegenheit der Ökonomie kommunikativer Praktiken, daß sich im Lauf der Evolution die Zeichen selbst zu – wenn man so will – kondensierten Meinungsakten entwickelt haben.[16]

(2) Der zweite Einwand bezieht sich auf die bedeutungstheoretische Position, die Grice vertritt, und hängt eng mit dem ersten Einwand zusammen. Für Grice ist ›Bedeutung haben‹ oder ›die Bedeutung x haben‹ keine Eigenschaft von Zeichen, sondern eine Eigenschaft von kommunikativen Akten und damit natürlich auch eine Eigenschaft oder Disposition kommunikativ handelnder Subjekte. Konventionalität ist nicht der springende Punkt einer Bedeutungstheorie natürlicher Sprachen.[17]

---

14 Vgl. Davis, William: »Speaker Meaning«. In: *Linguistics and Philosophy* 15 (1992), S. 223–253; G. Meggle: »Intentionalistische Semantik« (s. Anm. 13); ders.: *Grundbegriffe der Kommunikation*. Berlin 1981; Schiffer, Stephen: *Meaning*. Oxford 1972; Stampe, David W.: »Towards a grammar of meaning«. In: *The Philosophical Review* 77 (1968), S. 137–174; Strawson, Peter F.: »Intention and convention in speech acts«. In: ders.: *Logico-linguistic papers*. London 1974, S. 56–82.

15 Vgl. Bennett, Jonathan: *Linguistic Behaviour*. Cambridge 1976; Kemmerling, Andreas: »Was Grice mit <Meinen> meint«. In: Grewendorf, Günter (Hg.): *Sprechakttheorie und Semantik*. Frankfurt/M. 1979, S. 67–118; S. Schiffer: *Meaning* (s. Anm. 14); ders.: *Remnants of Meaning*. Cambridge 1987.

16 Vgl. Keller, Rudi: *Zeichentheorie*. Tübingen 1995.

17 Vgl. Harras, Gisela: »Sprachproduktion als kommunikatives Handeln: sprachphilosophische Grundlagen«. In: Herrmann, T./Grabowski, J. (Hg.): *Sprachproduktion*. Frankfurt/M. 2002, S. 899–930; Kemmerling, Andreas: »Der bedeutungstheo-

II.2 Das kooperative Fundament des Kommunizierens

Kommunikation ist nicht nur durch sprecherseitige Intentionalität, sondern ebenso durch Kooperativität zwischen Sprecher und Hörer bestimmt, und damit sind wir beim zweiten (zum ersten komplementären) Teil der Griceschen Kommunikationstheorie angelangt. Kooperativität wird durch ein allgemeines Kooperationsprinzip und vier spezielle Maximen expliziert. Die philosophischen und linguistischen Leser/innen dieses Beitrags kennen das alles natürlich, trotzdem werde ich es im folgenden aus mnemotechnischen Gründen nochmals wiedergeben: Nach Grice[18] ist jede Konversation, das heißt: jeder Kommunikationsverlauf, durch einen Zweck oder eine Richtung bestimmt, der bzw. die von den Teilnehmern wechselseitig akzeptiert ist, indem sie das folgende Kooperationsprinzip beachten:

Kooperationsprinzip (KP): Mache deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs, an dem du teilnimmst, gerade verlangt wird.

Mit diesem Prinzip ist zunächst nur gesagt, daß sich Gesprächsteilnehmer wechselseitig unterstellen müssen, daß sie sich situationsangemessen verhalten. Nicht ausgedrückt ist mit ihm, was jeweils für die einzelnen Gesprächsteilnehmer als angemessen gilt.

Grice formuliert vier Maximen als formale Kriterien für angemessenes Verhalten:

(I) MAXIME DER QUANTITÄT:
- (a) mache deinen Beitrag so informativ, wie für die gegebenen Zwecke nötig
- (b) mache deinen Beitrag nicht informativer als nötig

(II) MAXIME DER QUALITÄT
- (a) versuche, deinen Beitrag so zu machen, daß er wahr ist
- (b) sage nichts, was du für falsch hältst
- (c) sage nichts, wofür dir angemessene Gründe fehlen

(III) MAXIME DER RELATION
- (a) sei relevant

(IV) MAXIME DER MODALITÄT (ART UND WEISE)
- (a) vermeide Dunkelheit des Ausdrucks
- (b) vermeide Mehrdeutigkeiten
- (c) sei kurz (vermeide unnötige Weitschweifigkeiten)
- (d) der Reihe nach (sei folgerichtig)

---

retische springende Punkt sprachlicher Verständigung«. In: Lueken, Geert-Lueke (Hg.): *Kommunikationsversuche. Theorien der Kommunikation.* Leipzig 1997, S. 60–108; Plüss, Helen: *Bedeutungstheorie und philosophische Psychologie bei Paul Grice.* Bern 2001.

18 Vgl. P. Grice: »Logik und Konversation« (s. Anm. 7).

Mit diesen Maximen wird imperativisch formuliert, was die Gesprächsteilnehmer tun können, damit ihr Verhalten als angemessen gelten kann. Keineswegs müssen sie sich jedoch immer so und nicht anders verhalten. Es müssen auch nicht immer sämtliche Maximen gleichermaßen befolgt werden, und genau dies ist der springende Punkt, der erklärt, wie es zu Implikaturen kommen kann. Bevor ich darauf komme, soll aber noch wenigstens kurz etwas über den Status des Griceschen KP und der Implikaturen gesagt werden, weil sie – zumindest in der Linguistik – zu allerlei Mißverständnissen Anlaß gegeben haben.

Kooperation ist für Grice – dies dürfte auch bereits deutlich geworden sein – keine Angelegenheit der Übereinstimmung von Meinungen der Gesprächsteilnehmer, sondern ein Prinzip des rationalen Handelns. Rationales Handeln besteht zu einem Großteil darin, von der grundsätzlichen Erreichbarkeit der angestrebten Ziele auszugehen, bzw. nicht von Vornherein das Gegenteil anzunehmen. Die Mißachtung des KP und der Maximen würde in erster Linie den Gewinn eines Sprechers minimieren.[19]

Das Gricesche KP und die Maximen haben den Status eines allgemeinen Prinzips menschlicher Kommunikation: Wenn überhaupt kommuniziert wird, dann diesem Prinzip gemäß. Es ist eine anthropologische Konstante, die Variablen wie ›wahr‹, ›relevant‹, ›deutlich‹ usw. enthält. Diese Variablen werden in jeder Sprach- und Kulturgemeinschaft anders gedeutet. Was bei uns als ›relevant‹ gilt, muß dies bei anderen Kulturen noch lange nicht. Als kategoriale Aspekte der Kommunikation gelten sie in jeder Kommunikation, ganz gleich in welcher Sprache.

Das Kooperationsprinzip und die Maximen sind aus der Perspektive eines jeweiligen Sprechers formuliert, d. h. sie regeln die Produktion von Äußerungen im Rahmen von (rationaler) Kommunikation. Ihre Befolgung erhöht, ihre Verletzung senkt das Maß an konversationaler Rationalität. Wie Scholz[20] im Anschluß an Ullmann-Margalit[21] feststellt, können die Griceschen Prinzipien auch als Prinzipien des Verstehens, als »hermeneutische Präsumtionsregeln«[22] rekonstruiert werden; z. B. kann das allgemeine Kooperationsprinzip als Präsumtionsregel folgendermaßen formuliert werden (mit PrR als Präsumtionsregel und KOOP als konversationale Kooperativität):

(PrR-KOOP) Wenn dein Gesprächspartner eine Äußerung in einem gemeinsamen Gespräch getan hat, dann interpretiere sie als einen im Hinblick auf den wechselseitig akzeptierten Zweck oder die wechselseitig akzeptierte Richtung des Gesprächs angemessenen Beitrag zu diesem Gespräch, solange bis du zureichende Gründe für die gegenteilige Annahme hast.[23]

---

19 Vgl. P. Grice: »Logik und Konversation« (s. Anm. 7); Scholz, Oliver: *Verstehen und Rationalität*. Frankfurt/M. 1999.

20 O. Scholz: *Verstehen und Rationalität* (s. Anm. 19).

21 Vgl. Ullmann-Margalit, Edna: »On Presumption«. In: *The Journal of Philosophy* 80 (1983), S. 143–163.

22 O. Scholz: *Verstehen und Rationalität* (s. Anm. 19), S. 166.

23 Vgl. ebd.

Diese Regel berücksichtigt den Status der Widerlegbarkeit von Präsumtionen im Sinn der Leibnizschen Definition: »Praesumtio est, quod pro vero habetur donec contrarium probetur.« (Eine Präsumtion ist, was für wahr gehalten wird, bis das Gegenteil erwiesen ist).

Auch für die Maximen lassen sich Präsumtionsregeln formulieren; stellvertretend sei hier die Relevanzpräsumtion aufgeführt:

(PrR-REL) Wenn dein Gesprächspartner eine Äußerung a in einem gemeinsamen Gespräch getan hat, dann interpretiere a als eine (für den Gesprächsverlauf) relevante Äußerung, solange bis du zureichende Gründe für die gegenteilige Annahme hast.

Sowohl die Griceschen sprecherbezogenen Prinzipien als auch die daraus rekonstruierbaren Präsumtionsregeln spielen eine zentrale Rolle für die Theorie der Implikaturen. Wie wir bereits gesehen haben, kann man zwischen Präsuppositionen, generalisierten und partikularen Implikaturen unterscheiden. Für das Verständnis von Präsuppositionen (bei Grice »konventionale Implikaturen«) reicht das Sprachwissen eines kompetenten Sprechers, während für das Verständnis von konversationalen Implikaturen, von generalisierten und besonders natürlich von partikularen, kommunikatives Wissen eine Rolle spielt, das nicht nur auf die wörtliche Bedeutung des Satzes und seiner Bestandteile bezogen ist. Eine konversationale Implikatur kommt unter den folgenden Umständen zustande: Ein Sprecher macht eine Äußerung, die auf der Ebene des Gesagten offensichtlich gegen eine der Maximen verstößt. Wenn man davon ausgehen kann, daß der Sprecher die Maxime hätte befolgen können, und wenn man davon ausgeht, daß der Sprecher nicht einfach aus der Konversation aussteigt (das allgemeine Kooperationsprinzip ausschaltet), ergibt sich für den Hörer ein Interpretationsproblem, das Grice so formuliert: »How can his saying be reconciled with the supposition that he is observing the overall cooperative principle?«[24]

Dem Hörer bleibt unter den genannten Voraussetzungen nur die Alternative, daß er eine Interpretation wählt, die mit der Annahme verträglich ist, daß der Sprecher das Kooperationsprinzip nicht verletzt hat und gegen die Maxime nur auf der Ebene des wörtlich Gesagten, aber nicht auf der Ebene des Gemeinten verstoßen hat. Der Inhalt der Implikatur, das Implikat, ist zutreffend (die entsprechende Proposition ist wahr), solange bis sich das Gegenteil erweist. Die Ausbeutung von Maximen, wie Grice sagt, führt immer zu solchen Implikaturen, und zwar führt die Ausbeutung der Quantitäts- und Modalitätsmaxime wesentlich zu generalisierten, die Ausbeutung der Qualitäts- und Relevanzmaxime wesentlich zu partikularen Implikaturen.[25]

Ich werde mich im folgenden zunächst den generalisierten Implikaturen zuwenden und damit auch eine Antwort auf die eingangs gestellte Frage geben,

---

24 P. Grice: »Utterer's meaning and intention« (s. Anm. 12), S. 30.

25 Vgl. Sperber, Dan/Wilson, Deidre: *Relevance. Communication and cognition.* Oxford 1986.

wie Standardinterpretationen von unterspezifizierten sprachlichen Ausdrükken im Rahmen der Theorie von Implikaturen erklärt werden können.

III. Generalisierte Implikaturen

Für generalisierte Implikaturen spielen – neben dem allgemeinen Kooperationsprinzip – die Quantitäts- und Modalitätsmaxime eine wesentliche Rolle. Die Quantitätsmaxime enthält die beiden Untermaximen:

Q1: Mache deinen Beitrag so informativ wie nötig
Die Einhaltung dieser Maxime minimiert die Kosten des Hörers.
Q2: Mache deinen Beitrag nicht informativer als nötig
Die Einhaltung dieser Maxime minimiert die Kosten des Sprechers. (Zu Kosten-Nutzenrechnungen[26]).

Die Maxime der Modalität enthält die Untermaximen:

M1: Vermeide Dunkelheit des Ausdrucks
M2: Vermeide Mehrdeutigkeiten
M3: Sei kurz
M4: Sei folgerichtig

Wie Horn, Atlas und Levinson gezeigt haben, können die Maximen als heuristische Prinzipien zur Erzeugung von generalisierten Implikaturen rekonstruiert werden[27]:

Prinzip 1: Was nicht gesagt ist, ist nicht
Das Prinzip bezieht sich auf die erste Quantitätsmaxime Q1. Im Fall unseres Satzes

(1) Der blaue Zylinder ist auf dem roten Würfel

lizensiert das Prinzip Implikaturen wie die folgenden:
- Auf dem roten Würfel ist keine Pyramide
- Auf dem roten Würfel ist kein roter Zylinder

Für die Äußerung von:

(2) Die Fahne ist rot

lizensiert das Prinzip die Implikatur:
- Die Fahne ist nicht blau (hat keine blauen Tupfen, Sterne oder dergleichen)

Alle genannten Implikaturen sind präsumtive Interpretationen, d. h. sie gelten als wahr, solange bis das Gegenteil erwiesen ist. Das Prinzip schaltet die Annahme einer Reihe von möglichen Weltzuständen aus, es erhöht also das in-

26 Vgl. Brandom, Robert B.: *Expressive Vernunft*. Übersetzt von Eva Gilmer und Herrmann Vetter. Frankfurt/M. 2000.
27 Vgl. S. Levinson: *Presumptive Meanings* (s. Anm. 5), S. 30 ff.

formative Gewicht dessen, was gesagt ist, in einem beträchtlichen Maß. Im Fall von skalaren Implikaturen wie *einige* < *nicht alle* wird durch Prinzip 1 die Restriktion von salienten Alternativen berücksichtigt. Für den Fall des skalaren Kontrasts *alle/einige* erzeugt das Prinzip für die Äußerung von

(3) Einige Gäste sind schon gegangen

die Implikatur, daß der Sprecher den stärkeren Ausdruck *alle* gewählt hätte, wenn er dazu imstande gewesen wäre. Prinzip 1 operiert also auch über mögliche Ausdrucksalternativen eines Sprechers und signalisiert dessen Kenntnisstand.

Prinzip 2: Was einfach gesagt ist, ist stereotypisch repräsentiert
Dieses Prinzip bezieht sich auf die zweite Quantitätsmaxime Q2. Die Idee, die dahinter steckt, ist, daß man nicht sagen muß, was man für selbstverständlich hält. Das Prinzip lizensiert für unseren Satz (1) u. a. die folgenden Interpretationen:
- der Zylinder ist in der Mitte der Würfeloberfläche plaziert
- der Zylinder ist in einer kanonischen Position

Prinzip 3: Was in einer nicht normalen Weise gesagt ist, ist nicht normal
Markierte Ausdrücke indizieren markierte Situationen
Das Prinzip bezieht sich auf die Modalitätsmaximen. Für einen Satz wie:

(4) Ein blaues zylinderartiges Objekt wird von einem roten Würfel gestützt

erzeugt es Implikaturen wie:
- das blaue Objekt ist kein richtiger Zylinder
- das Objekt ist nicht direkt auf dem Würfel

Zwischen Prinzip 2 und Prinzip 3 besteht eine implizite Opposition: Was einfach, kurz und in unmarkierter Weise gesagt ist, erhält die stereotypische Interpretation; ein markierter Ausdruck indiziert, daß die stereotypische Interpretation vermieden werden soll. Ein gutes Beispiel hierfür sind die pragmatischen Effekte der doppelten Negation. Die Äußerung von:

(5) Es ist möglich, daß der Zug Verspätung hat

hat aufgrund von Prinzip 2 die Implikatur:
- wahrscheinlich im Bereich der stereotypischen Wahrscheinlichkeit

Dagegen hat die Äußerung von:

(6) Es ist nicht unmöglich, daß der Zug Verspätung hat

aufgrund von Prinzip 3 die Implikatur:
- weniger wahrscheinlich als im Bereich stereotypischer Wahrscheinlichkeit

Negation in natürlichen Sprachen ist eine reiche Quelle für generalisierte Implikaturen, die negative Verstärkungen darstellen und bei graduierbaren Adjektiven auftreten, die Antonymenpaare darstellen wie *(gut, schlecht)*, *(lang, kurz)* oder *(glücklich, unglücklich)*. Semantisch gesehen sind die Elemente dieser Paare konträr zueinander, d. h. sie sind miteinander unverträglich, aber

füllen nicht das ganze Spektrum aus, sondern erlauben einen nicht leeren Zwischenraum. Die pragmatischen Effekte der Negation graduierbarer Adjektive sollen im folgenden am Beispiel des Antonymenpaars *glücklich/unglücklich* näher betrachtet werden.[28]

Gegeben seien zunächst die folgenden Glückszustände:

glücklich	☺
unglücklich	☹
weder glücklich noch unglücklich, indifferent	😐

Der folgende Satz mit der Negation des positiven Adjektivs

(7) Ich bin nicht glücklich

kann paraphrasiert werden durch:

(7a) Es ist nicht der Fall, daß ich glücklich bin

mit der Implikation ☹ oder 😐

Die Transformation der Satznegation in die lexikalische Negation ergibt die Implikatur von (7):

(7b) Ich bin unglücklich

Daß (7b) eine echte Implikatur von (7) darstellt, kann durch die Möglichkeit ihrer Tilgung gezeigt werden, vgl.:

(7c) Ich bin nicht glücklich und nicht unglücklich

Man kann den Effekt der negativen Verstärkung folgendermaßen verdeutlichen[29]:

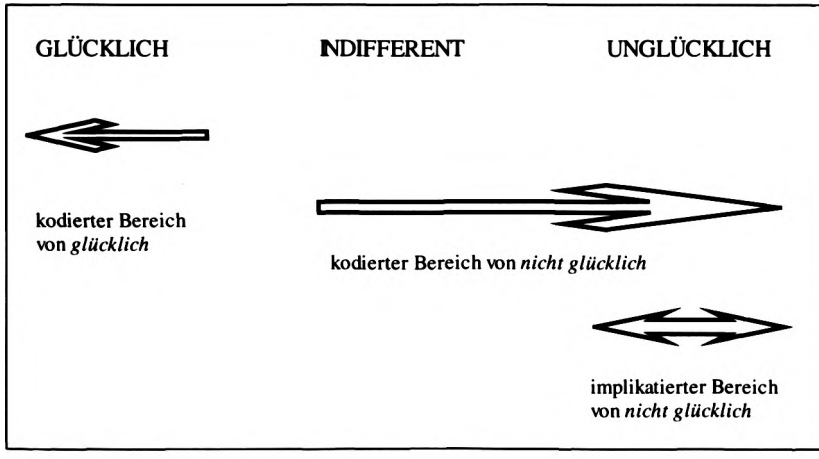

Abbildung 3

28 Vgl. S. Levinson: *Presumptive Meanings* (s. Anm. 5); R. Blutner: *Pragmatics and the Lexicon* (s. Anm. 6).

29 Vgl. R. Blutner: *Pragmatics and the Lexicon* (s. Anm. 6).

Der erstaunliche Effekt der negativen Verstärkung verneinter positiver Adjektive besteht offensichtlich darin, das aus Kontradiktorischem Konträres entsteht.

Wenn wir adjektivische Ausdrücke mit inkorporierter Negation negieren, erhalten wir doppelte Negationen, Litotes:

(8) Ich bin nicht unglücklich

ist paraphrasierbar durch:

(8a) Es ist nicht der Fall, daß ich unglücklich bin

und impliziert: ☺ oder 😐

(8b) Ich bin weder glücklich noch unglücklich

hat die Implikatur: 😐

(8c) Ich bin eher glücklich (aber nicht ganz so glücklich wie der Ausdruck *glücklich* anzeigen würde)

Ausdrücke mit doppelter Negation sind markiert, sie indizieren markierte Situationen. (8c) ist die eigentliche Implikatur, die, wie das folgende Beispiel zeigt, durch Verstärkung getilgt werden kann:

(8d) Ich bin nicht unglücklich, in Wirklichkeit bin ich sogar glücklich

Für die doppelte Negation müssen wir also auf der Glücksskala einen Zustand zwischen Glücklich und Indifferent einführen:

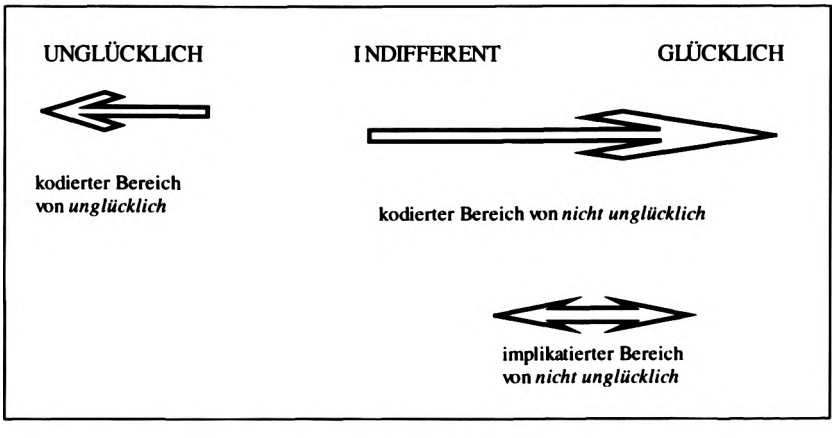

Abbildung 4

Ich denke, daß durch die Diskussion dieser unscheinbaren Beispiele bereits deutlich geworden ist, in welchem Maß semantische Regeln (Sprachkonventionen) und pragmatische Prinzipien der Kommunikation miteinander interagieren. Eine einheitliche Theorie der Indirektheit des Sprechens sollte

sich diese Einsicht zunutze machen und die einzelnen Typen der Indirektheit nach Maßgabe der Interaktion von Semantik und Pragmatik bestimmen. Bislang haben wir uns lediglich mit generalisierten Implikaturen, die für Äußerungstypen gelten, befaßt. Es ist nun erwartbar, daß wir bei partikularen Implikaturen, d. h. solchen, die für Äußerungsexemplare gelten, mit einem größeren Interaktionsanteil von pragmatischen Prinzipien zu rechnen haben. Damit unsere Überlegungen nicht im Bereich beliebiger individueller Äußerungen bleiben, lege ich das Folgende fest: Die unterschiedlichen Typen von Indirektheit wie Tautologie, Metapher, Ironie und kontextgebundene Äußerungen wie »vorm Aldi steht ein roter Volvo« als Antwort auf die Frage, wo sich eine bestimmte Person aufhält, werden nicht aus der Perspektive von Äußerungsprodukten, sondern aus der Perspektive von Sprecher- und Hörerstrategien charakterisiert. Es geht also nicht darum zu bestimmen, was die Merkmale einer x-beliebigen tautologischen, metaphorischen oder ironischen Äußerung sind, sondern es geht darum zu bestimmen, was die Merkmale des Tautologisierens, des Metaphorisierens oder des Ironisierens sind – sowohl in bezug auf das Produzieren als auch in bezug auf das Verstehen.

Bevor wir uns jetzt solchen Strategien zuwenden, soll noch ein Wort zur Unterscheidung von sprachlichen Konventionen und pragmatischen (kooperativen) Prinzipien gesagt werden: Konventionen konstituieren, wie es Lewis formuliert hat, eine Gruppe in ihrer Eigenschaft als Gruppe – ihre Mitglieder gleichen einander wie ein Ei dem anderen. Kooperative Festlegungen hingegen eröffnen Spielräume, die individuell je nach Sprecherintentionen gestaltet werden können. Unter der Bedingung der Kooperationsunterstellung der jeweiligen Kommunikationspartner können primär nicht-konventionell geregelte Meinens- und Verstehensfundamente aufgebaut werden, die innerhalb der Gruppe spezifische Kommunikationsgemeinschaften begründen. Wir werden das sofort am Beispiel des Tautologisierens sehen.

IV. Partikulare Implikaturen

IV.1 Das Tautologisieren

Ich werde mich auf die gängigsten Produkte des Tautologisierens, die equitativen Tautologien, beschränken wie z. B.:

(1) Krieg ist Krieg
(2) Kinder sind Kinder
(3) Die Ehre ist die Ehre (Lessing: »Minna von Barnhelm«)

Urteile der Form »a ist a« werden aus logischer Sicht als uninformativ, aber sinnvoll angesehen. Sinnvoll sind sie deshalb, weil sie notwendigerweise immer wahr sind und weil sie die Relation ausdrücken, in der ein Gegenstand

allein zu sich selbst und zu keinem anderen Gegenstand steht.[30] Nun gibt es zunächst drei semantische Eigenschaften, die im Widerspruch zu ihren logischen Bestimmungen als uninformativ und notwendig wahr zu stehen scheinen:

(1) Aus der Uninformativität müßte folgen, daß man einen der beiden nominalen Ausdrücke durch ein Synonym ersetzen könnte, ohne den Wahrheitswert des gesamten Satzes zu ändern. Wenn man nun aber in einem Satz wie:

(4) Ein Krankenhaus ist ein Krankenhaus

den Ausdruck *Krankenhaus* in der ersten Nominalphrase durch das Synonym *Hospital* ersetzen würde:

(5) Ein Hospital ist ein Krankenhaus

würde die Äußerung ihre Tautologiehaftigkeit verlieren und statt dessen eher als eine Art Worterklärung interpretiert werden.

(2) Wenn tautologische Äußerungen zugleich uninformativ und notwendig wahr sind, müssten alle tautologischen Äußerungen synonym sein, d. h. sie müßten zumindest in einigen Kontexten austauschbar sein. Es gibt aber wohl kaum einen denkbaren Kontext, in dem man die Aussage

(6) Krieg ist Krieg

durch die Aussage

(7) Paris ist Paris

salva veritate ersetzen könnte.

(3) Tautologische Äußerungen sind der Logik zufolge notwendig wahr, nur Toren oder Menschen, die der Sprache oder ihrer Sinne nicht mächtig sind, würden sie bestreiten. Nun kommen in der natürlichen Sprache auch Äußerungen wie die folgenden vor:

(8) Heute bin ich nicht ich
(9) Mein Vater ist nicht mein Vater
(10) Wein ist nicht Wein
usw.

Man kann sich leicht Situationen vorstellen, in denen solche Äußerungen durchaus passend gemacht werden können.

Die Beispiele zeigen, daß natürlichsprachliche tautologische Äußerungen offensichtlich doch noch einen Rest an Informativität enthalten. Trotzdem wird man wohl zustimmen müssen, daß uns eine semantische Analyse der Aus-

30 Vgl. Tugendhat, Ernst: *Vorlesungen zur Einführung in die analytische Philosophie*. Frankfurt/M. 1976; Tugendhat, Ernst/Wolf, Ursula: *Logisch-semantische Propädeutik*. Stuttgart 1983.

drücke nicht viel helfen wird, um herauszufinden, was ein Sprecher im Griceschen Sinn meint, wenn er tautologisiert. Zweifelsohne stellt das Äußern von equitativen Tautologien einen offenen Verstoß gegen beide Quantitätsmaximen auf der Ebene des Gesagten dar. Wenn man davon ausgeht, daß der Sprecher rational handelt, sich also an das Kooperationsprinzip hält, kommt man zu dem Schluß, daß Tautologisieren darin besteht, »Offenkundiges« oder Selbstverständlichkeiten zu verstehen zu geben.[31] Dies stünde nun aber im eklatanten Widerspruch zum Informationsprinzip, demzufolge man über Selbstverständliches nicht spricht. Der Verstoß dagegen würde zudem die Kosten eines Sprechers immens erhöhen, er würde Gefahr laufen, als logoritischer Quassler abgestempelt zu werden.

Fraser[32] hat den folgenden Vorschlag zur Rettung eines semantischen Rests tautologischer Äußerungen gemacht:

Mit einer tautologischen Äußerung gibt ein Sprecher zu verstehen, daß er beabsichtigt, daß der Adressat erkennt:

(i) daß der Sprecher eine spezielle Sichtweise gegenüber den Objekten, auf die mit der NP referiert wird, einnimmt;
(ii) daß der Sprecher glaubt, daß der Hörer diese spezielle Sichtweise erkennen kann;
(iii) daß diese Sichtweise für die Kommunikation relevant ist.[33]

Mit dieser Bestimmung wird nicht spezifiziert, welche Sichtweise ein Sprecher jeweils einnimmt, vielmehr wird lediglich betont, daß ein Sprecher mit einer tautologischen Äußerung einen bestimmten Glauben zu verstehen zu geben beabsichtigt, nämlich den Glauben, daß der Adressat eine spezielle Sichtweise des Referenten der NP mit ihm teilt. Die illokutionäre Rolle einer solchen Äußerung ist die einer Feststellung: der Sprecher beabsichtigt, diesen Glauben in das Bewußtsein des Adressaten zu bringen. Welche spezielle Sichtweise jeweils eingenommen wird, ist Sache des situativen Kontextes der Äußerung. Auch hier haben wir den merkwürdigen Fall der Beschreibung von Äußerungen, in der wir sagen, *daß* mit tautologischen Äußerungen Informationen mitgeteilt werden, aber nicht sagen können, *welche* Informationen das sind. Es ist wohl das Beste, wenn wir die Idee des semantischen Rests ganz aufgeben und eine radikal pragmatische Lösung à la Levinson[34] anstreben. Ward und Hirschberg schlagen für die Interpretation tautologischer Äußerungen die folgende Beschreibung vor[35]:

31 Vgl. Rolf, Eckhard: *Sagen und Meinen*. Opladen 1994.
32 Vgl. Fraser, Bruce: »Motor oil is motor oil«. In: *Journal of Pragmatics* 12 (1988), S. 214–220.
33 Vgl. ebd., S. 217 f.
34 Vgl. Levinson, Stephen: *Pragmatics*. Cambridge 1983.
35 Vgl.: Ward, Gregory/Hirschberg, Julia: »A pragmatic analysis of tautological utterances«. In: *Journal of Pragmatics* 15 (1991), S. 507–520, hier 515 f.

Angenommen ein Sprecher S hat eine tautologische Äußerung einem Hörer H gegenüber gemacht, etwa der Art *Krieg ist Krieg*, dann kann H folgendermaßen räsonieren:

(i) S hat eine tautologische Äußerung der Form *a ist a* gemacht, die nichts zu unserem gemeinsamen Wissen im Allgemeinen und nichts zu unserem besonderen Wissen über a hinzufügt;
(ii) es gibt keinen Grund anzunehmen, daß S gegen das Kooperationsprinzip verstößt, und aufgrund der Maximen der Qualität und der Relevanz hat S soviel über a gesagt, wie er wahrheitsgemäß sagen kann;
(iii) S hätte auch eine Aussage der ähnlichen Form, etwas *a ist b* machen können, wo *a* und *b* verschiedene Ausdrücke sind, was etwas zu unserem gemeinsamen Wissen hinzugefügt hätte;
(iv) S hat solche Alternativen nicht gewählt;
(v) daher implikatiert S, daß diese Alternativen nicht relevant für die Zwekke unserer Kommunikation sind.

Bevor wir aus dieser Beschreibung die Strategie des Tautologisierens rekonstruieren, möchte ich noch auf einen naheliegenden Einwand gegen solche Räsonnements eingehen: Ein solcher Einwand könnte lauten: Kein Mensch stellt beim Verstehen oder Produzieren sprachlicher Äußerungen dergleichen Überlegungen an. Nun sind solche Rekonstruktionen gerade nicht als Beschreibung eines psychischen Prozesses zu verstehen, sondern als »rationale Rekonstruktionen«[36] der Voraussetzungen des rezeptiven und produktiven Umgangs mit Sprache. Und manchmal möchten wir ja auch wissen, ob wir das, was wir so tagtäglich tun, als rational darstellen können!

Wenn wir nun die Beschreibung des Verstehens tautologischer Äußerungen auf die Strategie des Tautologisierens übertragen, erhalten wir das folgende Bild: Der Sprecher gibt durch eine tautologische Äußerung zu verstehen, daß es in diesem besonderen Konversationszusammenhang nicht auf spezielle Charakterisierungen, dies wären die Alternativen, ankommt, daß diese nicht gefragt, daß sie irrelevant sind. Irrelevant sind die speziellen Charakterisierungen in ihrer Eigenschaft als Informationen über die Beschaffenheit eines Gegenstands, auf den in der ersten Nominalphrase Bezug genommen wird, deshalb, weil sie in der entsprechenden Situation vom jeweiligen Sprecher als Elemente des mit dem Hörer geteilten Gegenstandswissen (voraus)gesetzt werden: Über Sachverhalte, die man als vom Adressaten gekannt und für wahr gehalten zugleich einschätzt, spricht man nicht, es sei denn, man will den Befund des geteilten Wissens für sich selbst und den Adressaten in einer bestimmten Situation in Erinnerung bringen oder im wahrsten Sinn des Wortes ›vergegenwärtigen‹. Tautologisieren hat also einen besonderen metakommunikativen Anstrich und könnte bestimmt werden als eine Art augenzwinkernde Anspielung auf das, was wir, die Gesprächspartner, beide ›schon immer‹

36 Vgl. O. Scholz: *Verstehen und Rationalität* (s. Anm. 19).

wissen, sowie darauf, daß wir beide wissen, daß wir dies voneinander wissen.[37] Ein solcher Appell an gemeinsames Wissen kann als Etablierung einer speziellen Kommunikations- und Wissensgemeinschaft jenseits von sprachlichen Konventionen verstanden werden. Feilke spricht von einer »kommunikationssemantischen, die phatische Gemeinschaft konfirmierenden Funktion« von tautologischen Äußerungen.[38] Miki bestimmt Tautologien als Formen der Selbstidentifikation[39], mit denen sich ein Sprecher auf geteiltes Wissen bezieht und dieses durch »evocation«, d. h. eine Art Appell in das Bewusstsein des Adressaten bringt: »this whole process may be viewed as a reaffirmation or reestablishment of shared beliefs«[40].

Eine andere Art von Indirektheit, nämlich rhetorisches Fragen, kann in gleicher Weise exemplifiziert werden. Mit Fragen wie »Bin ich Krösus?« oder »Wer wüßte nicht, daß Stoiber der bessere Kanzlerkandidat ist?« appelliert ein Sprecher an das von ihm und seinem Adressaten geteilte Wissen bezüglich der für sie selbstverständlichen Antwort »nein« resp. »nicht wir beide/wir sind die Wisser«.[41] Die Strategie des rhetorischen Fragens besteht – wie die des Tautologisierens – ebenfalls darin, spezielle Wissens- und Kommunikationsgemeinschaften jenseits von sprachlichen Konventionen zu etablieren.

IV.2 Das Ironisieren

Im Folgenden geht es um den prototypischen Fall des Ironisierens, der durch das von Grice stammende Beispiel exemplifiziert werden soll:

Eine Person A hat entdeckt, daß B, den A bis vor kurzem für einen guten Freund gehalten hat, ihn als Geschäftsrivale heimtückisch hintergangen hat. A ist mit einem Adressaten C zusammen, der dies ebenfalls weiß. A sagt zu C:

»B ist ein feiner Freund«

C kann nun in folgender Weise räsonieren:

(1) Was A gesagt hat, glaubt er nicht.
(2) A weiß, daß ich weiß, daß er nicht nicht glaubt, daß B wirklich ein feiner Freund ist.
(3) As Äußerung verstößt also gegen die Maxime der Qualität (»sage nichts, was du für falsch hältst«).
(4) Ich gehe davon aus, daß A sich rational verhält, d. h. das Kooperationsprinzip beachtet und einen angemessenen Gesprächsbeitrag leisten will.

---

37 Vgl. Harras, Gisela: »Jenseits von semantischen Konventionen – zum Beispiel: tautologische Äußerungen«. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 27 (1999), S. 1–12.

38 Vgl. Feilke, Helmuth: *Sprache als soziale Gestalt*. Frankfurt/M. 1996, S. 309.

39 Vgl. Miki, Etsuzo: »Evocations and tautologies«. In: *Journal of Pragmatics* 25 (1996), S. 635–648.

40 Ebd., S. 64.

41 Vgl. auch Meibauer, Jörg: *Rhetorische Fragen*. Tübingen 1987.

Angesichts dieses Befundes kann C die folgenden Annahmen machen:

(a) A ist nicht rational.
(b) A ist nicht kooperativ.
(c) A hat gegen die Qualitätsmaxime verstoßen, verhält sich aber grundsätzlich kooperativ.
(d) A hat nur auf der Ebene des wörtlich Gesagten gegen die Qualitätsmaxime verstoßen, aber nicht auf der Ebene des Gemeinten. Er beutet die Qualitätsmaxime aus, um so etwas anderes zu verstehen zu geben als das, was er wortwörtlich gesagt hat.

Die Annahmen (a) bis (d) sind bezüglich der interaktiven Kosten des Sprechers hierarchisch geordnet. Man müßte stärkere Gründe für die Aufgabe von Annahme (c) anführen als für die von (d). Die »Beweislast«[42] für die Aufgabe von (b) oder gar (a) würde enorm sein, denn wem würde man schon mit welchen Gründen öffentlich anlasten wollen, daß er nicht mehr zur Spezies der vernunftbegabten Wesen gehört? Für die Favorisierung von (d) ist es nötig, daß sich eine Proposition finden läßt, die salient ist, das heißt, in einer semantischen Beziehung zum wörtlich Gesagten steht oder durch Elemente der Situation nahe gelegt wird. Am besten erfüllt diese Bedingung das Gegenteil dessen, was der Sprecher wörtlich gesagt hat. Es steht in einer semantischen Beziehung zum Gesagten, und es ist etwas, das A glaubt. Das heißt, auf der Ebene der Implikatur ist die Qualitätsmaxime befolgt. Der praktische Schluß ist also: A hat mir zu verstehen gegeben, daß B ein schlechter Freund ist.

Die rationale Rekonstruktion des Tautologisierens und Ironisierens hat gezeigt, daß Rationalitäts- bzw. Kooperationsprinzipien wichtige Kostenindikatoren darstellen, und sie hat auch gezeigt, daß Maximenverletzung auf der Ebene des wörtlich Gesagten auf der Ebene des Gemeinten ›aufgehoben‹ wird. Wir können jetzt für alle bisher erörterten Fälle von Indirektheit das folgende Zwischenfazit ziehen:

(1) Indirektheit (besonders die Fälle der partikularen Implikaturen) ist in dem hohen Kostenfaktor der Aufgabe des Kooperationsprinzips begründet.
(2) Indirektheit ist in einem dialektischen Verhältnis von Gesagtem und Gemeintem begründet: Was auf der Ebene des Gesagten gilt, wird auf der Ebene des Gemeinten aufgehoben.

IV.3 Das Metaphorisieren

Da auf diesem Symposion mehrere Beiträge zum Thema Metapher vorliegen, werde ich mich auf das für meinen Zusammenhang Wesentliche beschränken. Nehmen wir als Ausgangsbeispiel das folgende: Peter sagt eines Morgens beim Frühstück gutgelaunt zu seiner Freundin:

42 O. Scholz: *Verstehen und Rationalität* (s. Anm. 19), S. 171.

(1) Du bist das Sahnehäubchen auf meinem Kaffee

Auf der Ebene des Gesagten ist das in (1) Geäußerte falsch, und zwar offenkundig falsch, so daß der Sprecher davon ausgehen kann, daß der Adressat weiß, daß es falsch ist. Der Sprecher hat also gegen die Qualitätsmaxime »sage nichts, was du für falsch hältst« verstoßen und dies so offensichtlich, daß sich Zweifel an der Möglichkeit der Unterstellung des rationalen, kooperativen Handelns erheben. Die Äußerung (1) ist eine Behauptung. Behauptungen sind Kommunikationsversuche, mit denen der Sprecher die primäre Absicht verfolgt, den Hörer etwas glauben zu machen, im Fall von (1) zumindest, daß der Sprecher, Peter, glaubt, daß seine Freundin das Sahnehäubchen auf seinem Kaffee ist. Da die Äußerung in ihrem wörtlichen Verständnis ganz offensichtlich falsch ist, kann sie auch kein geeignetes Mittel sein, um diesen Glauben beim Adressaten zu erzeugen. Die Offenkundigkeit der Falschheit der Äußerung einerseits und die Offenkundigkeit der fehlenden Eignung der Äußerung andererseits sind Auslöser, um den Adressaten zu motivieren, nach einer Interpretation von (1) als wahr und angemessen zu suchen.[43] Der Adressat könnte die Äußerung als prototypisch ironisch verstehen, d.h. er könnte sie interpretieren als:

(2) Du bist nicht das Sahnehäubchen auf meinem Kaffee

Wörtlich genommen wäre diese Äußerung wenigstens wahr, aber dies nun auch wieder so offenkundig, daß ihre Eignung als Kommunikationsversuch der Behauptung, daß nicht p (›es ist nicht der Fall, daß die Freundin das Sahnehäubchen auf Peters Kaffee ist‹) aufgrund des Quantitätsprinzips »sage nichts, was du für selbstverständlich hältst« für hinfällig gehalten werden muß. Der Adressat wird schließlich zum metaphorischen Verständnis von (1) der Art gelangen: ›du bist für mich etwas ganz Besonderes‹. Das jeweilige Produkt des Metaphorisierens ist in vielfältiger Weise, wie Searle gezeigt hat[44], vom kulturellen Wissen der Kommunikationspartner abhängig.

Zusammenfassend kann man die Strategie des Metaphorisierens folgendermaßen veranschaulichen (vgl. Abbildung 5).

Natürlich sind nicht alle metaphorischen Äußerungen bei wörtlichem Verständnis offenkundig falsch; sie können auch offenkundig wahr sein wie z.B. die Negation von (1) in ihrer wörtlichen Interpretation. Das heißt: Metaphorisches Verstehen und dessen Antizipation durch den Sprecher können durch Ausbeutung verschiedener Maximen motiviert sein.[45]

Aus der Betrachtung der Metaphorisierung können wir die Lehre ziehen, daß Verstöße auf der Ebene des Gesagten absolut offenkundig sein müssen. Die Offenkundigkeit kann entweder durch das wörtlich Gesagte selbst ange-

43 Vgl. O. Scholz: *Verstehen und Rationalität* (s. Anm. 19).

44 Vgl. Searle, John R.: *Expression and Meaning*. Cambridge 1979.

45 Vgl. Scholz, Oliver: »Some issues in the theory of metaphor«. In: Petöfi, Janos S. (Hg.): *Text and Discourse Constitution*. Berlin, New York 1988, S. 269–282.

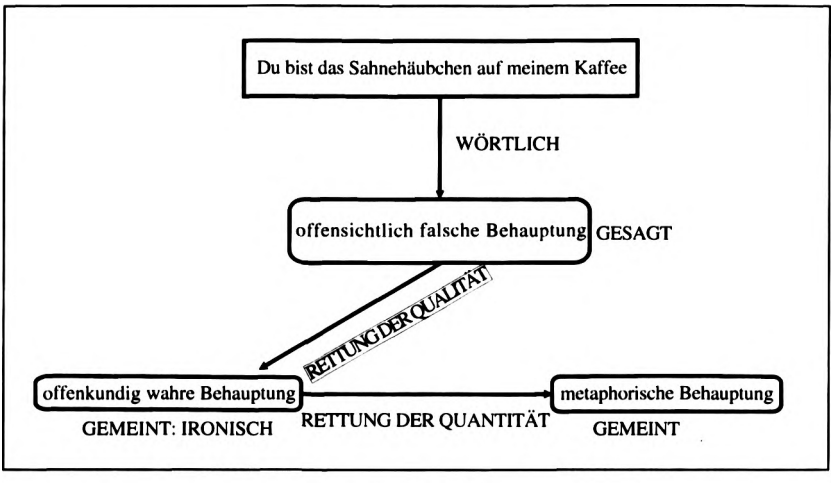

Abbildung 5

zeigt sein oder aber – wie im Fall der Ironie – durch das außer Frage stehende, von Sprecher und Hörer geteilte Wissen begründet sein.

IV.4 Gricesches Reden

Die bisher erörterten Fälle von Indirektheit – also Standardisierung von Interpretationen, Tautologisieren, rhetorisches Fragen, Ironisieren und Metaphorisieren, hatten alle gemeinsam, daß sie durch die Ausbeutung nur einer der Griceschen Maximen motiviert waren. Äußerungen wie die eingangs zitierte »Einige Gäste sind schon gegangen« als direkte Antwort auf die Frage nach Heinrichs Verbleib stellen eine Art Restkategorie dar, die in sich uneinheitlich ist; sie sind partikulare Implikaturen par excellence. Ich nenne die Kategorie »gricesches Reden«. Die meisten von ihnen können nicht auf die Ausbeutung einer einzigen Maxime zurückgeführt werden. Versuchen wir noch ein letztes Mal eine rationale Rekonstruktion der (antizipierten) Interpretation eines Äußerungsexemplars dieser Restkategorie:

A: Wo ist Heinrich?
B: Vor der Post steht ein roter Mercedes

Das Räsonnement kann in fünf Stufen rekonstruiert werden.

Die erste Stufe:
Auf der Ebene des Gesagten hat mir B etwas, p, mitgeteilt. Ich gehe davon aus, daß B rational handelt. Gemäß den Regeln der deutschen Sprache hat B gesagt, daß sich an einem bestimmten Ort – vor einer bestimmten Post – ein Fahrzeug eines bestimmten Typs – Mercedes – befindet.

Die zweite Stufe:
Die Annahme, daß B mich lediglich wissen lassen wollte, daß p, ist zwar mit dem verträglich, was er gesagt hat, steht aber in keiner Beziehung zu meiner Frage. B hat also offenkundig mit dem, was er gesagt hat, gegen das Relevanzprinzip verstoßen, wobei ich auch weiterhin keinen Grund habe, anzunehmen, B verhielte sich nicht kooperativ.

Die dritte Stufe:
Sowohl B als auch ich wissen (und wir beide wissen, daß wir dies wissen), daß Heinrich einen roten Mercedes fährt. Ich nehme an, daß B will, daß ich dieses gemeinsame Wissen nutze, um zur präsumtiven Annahme zu kommen, daß Heinrich in der Post ist.

Die vierte Stufe:
B hätte auch einfach sagen können »Heinrich ist in der Post«, aber dafür fehlen ihm hinreichende Gründe; er weiß lediglich, daß vor der Post ein roter Mercedes steht. Wenn B einfach gesagt hätte »Heinrich ist in der Post«, hätte er gegen die Qualitätsmaxime »sage nichts, wofür dir angemessene Gründe fehlen« verstoßen.

Die fünfte Stufe:
B scheint die Absicht zu haben, mich wissen zu lassen, daß Heinrich in der Post ist, aber er ist sich nicht ganz sicher (er weiß es nicht, er glaubt es nur), und er will auch nicht die Verantwortung für die Wahrheit dessen, was er glaubt, übernehmen. Also: B hat mir auf der Ebene des Gemeinten mitgeteilt, daß er glaubt, daß Heinrich in der Post ist.

Das Räsonnement hat also die folgende Struktur (vgl. Abbildung 6).

Das Interpretationsresultat ist, wie die Standardinterpretationen bei generalisierten Implikaturen, nicht das notwendigerweise plausibelste: Der vor der Post geparkte Mercedes könnte auch darauf hinweisen, daß Heinrich im nahe gelegenen Supermarkt oder im Buchladen ist, weil er immer sein Auto vor der Post parkt usw.

Welche in einer gegebenen Situation die plausibelste Interpretation ist, hängt von zwei weiteren situativen und kontextuellen Faktoren ab:

(1) Die plausibelste Interpretation einer Äußerung ist diejenigen, die vor dem Hintergrund des gemeinsamen Sprecher-Hörer-Wissens am leichtesten (ohne große Kosten) verfügbar ist.
(2) Die Proposition der plausibelsten Interpretation ist diejenige, die die meisten Gemeinsamkeiten mit der Proposition der Ausgangsäußerung aufweist.

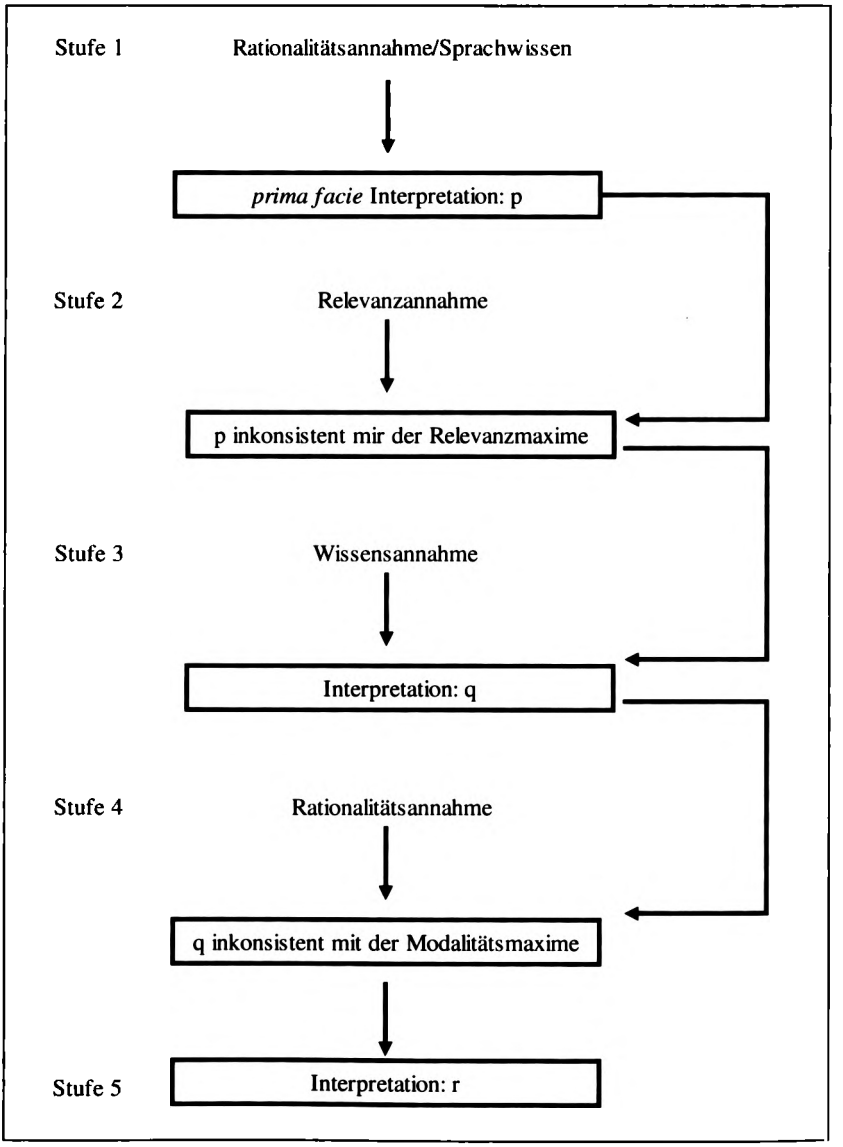
Stufe 1
Rationalitätsannahme/Sprachwissen
prima facie Interpretation: p
Stufe 2
Relevanzannahme
p inkonsistent mir der Relevanzmaxime
Stufe 3
Wissensannahme
Interpretation: q
Stufe 4
Rationalitätsannahme
q inkonsistent mit der Modalitätsmaxime
Stufe 5
Interpretation: r

Abbildung 6

V. Ein kurzes Fazit und ein paar Sorgenkinder

Die Strategien aller Arten des indirekten Sprechens lassen sich durch die folgenden drei Merkmale charakterisieren:

(1) Das Aufgeben von Rationalitäts- und Kooperationsprinzipien ist einfach zu kostspielig, um tatsächlich von Sprecherseite praktiziert und von Hörerseite unterstellt werden zu können.
(2) Unter dieser Voraussetzung wird das, was auf der Ebene des Gesagten gilt, auf der Ebene des Gemeinten aufgehoben.
(3) Verstöße gegen die Maximen werden mit dem, was gesagt ist, absolut offen angezeigt.

Zum Schluß bleiben noch ein paar Sorgenkinder, nämlich die sog. indirekten Sprechakte. Diese zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß sie auf der Ebene des Gesagten einen anderen illokutionären Modus aufweisen als auf der Ebene des Gemeinten, vgl.:

(1) Kannst du mir mal das Salz geben? (als Aufforderung, das Salz zu geben)
(2) Ich hätte gerne, daß du pünktlich erscheinst (als Aufforderung, pünktlich zu erscheinen)
(3) Hier ist es kalt (als Aufforderung, Türen/Fenster zu schließen)
(4) Man hält das Messer in der rechten Hand (als Aufforderung, das Messer in der rechten Hand zu halten)

Wie Gordon & Lakoff gezeigt haben[46], lassen sich alle Sprechaktbedingungen à la Searle – bis auf die wesentliche Bedingung natürlich – im assertorischen oder fragenden Modus thematisieren. Für das Deutsche gilt nun, daß Fragen in der beabsichtigten Funktion von Aufforderungen häufig modale Elemente wie *mal, mal eben* enthalten wie z. B. (1). Solche Äußerungen werden wohl in allen Situationen und Kontexten als Aufforderungen bzw. Bitten aufgefaßt, so daß man von Standardinterpretationen im Sinn von äußerungstypbezogenen generalisierten Implikaturen sprechen kann. Die Interpretationen von allen anderen Fällen indirekter Sprechakte sind partikulare Implikaturen von jeweiligen Äußerungsexemplaren.

46 Gordon, David/Lakoff, George: »Conversational Postulates«. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry (Hg.): *Syntax and Semantics*. Volume 3: Speech Acts. New York, San Francisco, London 1975, S. 83–106.